



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rosegger, P. K.: Der Bauernstand unsre Rettung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Bauernstand unsre Rettung



in seltsamer Doppelschrei gelst heute durch unsre Lande. Arbeit! Arbeit wollen wir! lärmen sie in den Städten; Arbeiter! Arbeiter brauchen wir! ruft der Bauer auf dem Dorfe. In den Städten kann man nicht genug Häuser bauen, um der Wohnungsnot zu steuern, auf dem Lande stehen Huben und Hütten leer. In den Städten droht fortwährend Hungersnot, die man mit teurem amerikanischem Korn decken will, auf dem Lande liegen die Heiden wild, die Felder brach; auf abgehausten Bauerngründen wächst junger Wald, und wo früher ungezählte Menschenfamilien gearbeitet haben, gelebt haben, zufrieden gewesen sind, tummeln sich heute Rehe und Hirsche für den Jagdsport hochmügender Herrschaften. So wenigstens ist es bei uns in den Alpen; doch wie man hört, trifft's im Flachlande auch zum Teil zu, und der Bauernstand geht dort wie hier dem Verfall entgegen.

Wer kann das verstehen?

Der Niedergang des Bauernstandes ist eine Thatsache, die niemand mehr leugnet. Wenn man doch nur auch zugestehen wollte, daß das große Arbeiterelend in den Städten und die drohende Gefahr der Sozialdemokratie mit dem Niedergange des Bauernstandes zusammenhängt! Nichts wird sich so furchtbar rächen, als daß man den altgeheßnen Bauernstand verkommen ließ, daß man ihn mit Lasten zu sehr drückte, daß man Dienste von ihm verlangte, die ihn seinem Berufe entfremdeten. Der Bauer leistet genug für den Staat, wenn er Bauer ist. Aber man verlangt noch sonst alles mögliche von ihm: man will mit seinen Steuern die Staatseisenbahnen betreiben helfen, dafür daß sie

fremdes Korn ins Land bringen; man will mit seinen Steuern die städtischen Schulen erhalten helfen, dafür daß diese Schulen den aufgeweckten Bauernsohn von der Scholle fort und zum „studiren“ locken; man will mit seinen Steuern das ganze bürokratische Triebwerk von Ämtern, Behörden und Polizei bestreiten helfen, von dem der Bauer selten Vorteile empfindet, aber manche Hemmungen zu leiden hat; man will mit seinen Steuern eine gewaltig gerüstete Armee versorgen helfen, von der im Notfalle natürlich kein Stand so wenig Schutz genießt, als der Bauernstand.

Doch nicht allein Geld fordert der Staat vom Bauer, sondern auch Blut. Die kräftigen, hoffnungsvollen Bursche, die natürliche Zukunft des Bauerntums werden herausgeholt aus ihrer stillen, behäbigen Wirtschaft und fort zu den Soldaten, sie lernen Welt kennen und Welt schmecken. Früher war ein Bursche, der ein Bauernhaus besaß und bewirtschaftete, militärfrei. Der Staat mußte recht gut, was damit gethan war. Heute genießt nur derjenige militärische Vorteile, der studirt und dadurch das Gelehrtenproletariat vermehren hilft; der Bauernsoldat wird seinem Stande entfremdet. Viele, und gerade die intelligentesten Bauernsoldaten, kehren in ihren Hof nicht wieder zurück. Andre kehren mit Widerwillen zurück; mancher sucht sein angestammtes Nest zwar mit Freuden wieder auf, doch er hat Weltgift getrunken, den altgewohnten Kurs verloren, fachte lockert sich sein Verhältnis zur Scholle der Vorfahren, und bei guter Gelegenheit springt er ab. Schon stehen auch Herrschaften auf der Lauer, um die Bauerngüter anzukaufen, aber nicht etwa, daß sie darauf das Feld bebauen, die Viehzucht betreiben, den Obstbau pflegen, sondern vielmehr, daß sie die Hüfe verfallen lassen oder lieber gleich niederreißen, daß sie aus Feld, Wiesen und Gärten Wald wachsen lassen und eine schöne Jagd herrichten. Für Kleinbauern, die solche Reviere zur Nachbarschaft haben oder gar davon eingeengt werden, ist es überhaupt nicht mehr möglich, die Wege, Stege, Schulen u. s. w. zu erhalten, Dienstboten zu bekommen, sich des saatenfressenden Wildes zu erwehren. Solche Bauern müssen noch froh sein, wenn ihnen der herrschaftliche Nachbar das Gut abkauft, damit sie ihr Glück in der weiten Welt, in Eisenwerken, Fabriken, bei Neubauten und Eisenbahnen suchen können. Also lösen sich in den Hintergegenden die Bauerngemeinden auf, die Gegend ist entvölkert, wird zur Wildnis, und wenn der Staat nun für Wald- und „unfruchtbaren“ Boden viel weniger Steuern beziehen kann als früher von den Bauerngründen, so muß es ihm recht sein.

Noch viele andre äußere, wirtschaftliche und gesellschaftliche Ursachen giebt es, die dem Landmann Totengräberdienste leisten. Aber es giebt auch innere Ursachen, daß der Bauernstand darniedergeht. Der Bauer selbst ist nicht ohne Schuld. Entweder er betreibt seine Wirtschaft nach Urväterart, oder er will den Fortschrittsmann spielen, führt allerlei unerprobte Neuerungen ein und verrechnet sich. Den gesunden Mittelweg zwischen alter Sitte und neuen

Anforderungen finden die Wenigsten. Das ist eins. Ein Zweites ist, daß der Bauernschaft die Standesehre abhanden kommt. Man will nicht mehr Bauer sein, es ist eine Schande, mit dem Pfluge zu arbeiten, die Herde zu züchten. Auch den Bauer ergreift die höllische Großmannsucht, die so viele sonst gutartige Menschen blind, dumm und schlecht macht; er will höher hinauf, will studiren, will was probiren in der weiten Welt — also wird aus dem freien Manne guten Falls ein untergeordneter Beamter oder gar ein Hausmeister, ein Lastträger, ein Fabrikgeselle, ein Dienstmann, ein Kanalarbeiter. Es ist unbegreiflich. Der Bauernknecht in der freien Natur, in der Poesie althergebrachter Arbeit und lebenerleichternder Gepflogenheiten, als Mitglied eines patriarchalischen Hausstandes lebt herrlich und stolz im Gegensatz zu einem dienenden Subjekte in der Stadt. Aber eins fürchtet der Bauernstand mit Recht — seine alten Tage, wo er, der ein langes Leben hindurch nichts als Brot gebaut hat, als „Einleger“ betteln muß um die letzten kümmerlichen Bissen, oder warten wie ein hungriger Hund, was vom Bauerntische für ihn abfällt. Da geht er doch lieber bei Zeiten zu den Fabrikarbeitern, die ja demnächst unter der roten Fahne die Welt erobern wollen!

Jetzt steht der Bauer auf seinem Grunde da: die Söhne sind bei den Soldaten, die Knechte sind in die Fabriken gegangen; auch die Mägde haben gehört, daß man in der Stadt als Köchin oder Bedienerin zehnmal feiner lebt als in der Bäuerei, und daß man dort sogar sein Glück machen kann. Der Bauer steht einsam da und ruft nach Arbeitern für Feld und Wiesen! Er ruft vergebens. Und weil niemand mehr zu ihm kommt, so will auch er davon. Der Bauersmann hat eben einen Blick in die Welt gethan und gesehen, wie viel Reichtum ohne Arbeit es dort giebt, wie viel Genuß ohne Leistung, wie viel unbestrafte Lächerlichkeit, wie viel siegende Schlaueit, und daß nicht mehr die innere Tüchtigkeit den Ausschlag giebt, sondern die Keckheit, die Herzlosigkeit, die Verschlagenheit. Ja wenn es so steht, da will er auch mitthun: an Klugheit, meint er, nehme er es mit manchem auf, so dumm er auch ausschauet, und — er springt in den Wettkampf.

Die Volksschule hätte auf dem Dorfe die Mission gehabt, nicht bloß den Sinn der Jugend ins Weite und Breite zu lenken, sondern ihn auch für den bäuerlichen Beruf zu bilden, zu vertiefen und immer wieder die Liebe für den Bauernstand zu wecken und dessen hohe Ehrenhaftigkeit zu betonen. Die Geistlichkeit, die sich ja doch auch sonst so willig an weltlichen Angelegenheiten beteiligt, hätte dieselbe Aufgabe zu erfüllen. Allein dem katholischen Klerus scheint es nicht gegeben zu sein, den Bauernstand für den modernen wirtschaftlichen Wettbewerb zu erziehen. Also sehen wir, daß unser Alpenbauer den moralischen Halt verliert, größtenteils schon verloren hat, und daß der Bauer dorthin gedrängt wird, wo das Volk nicht mehr Volk heißt, sondern Pöbel, Proletariat.

Eine große Industrie ist ja etwas recht schönes, doch ihr die Agrikultur zum Opfer bringen — das ist sie nicht wert. Die Agrikultur hat ein älteres Anrecht auf unser deutsches Vaterland als die Industrie, und wird ihr wohl auch in Zukunft eine bessere Stütze sein.

In meinem Roman „Jakob der Letzte“ habe ich den Niedergang des Bauerntums in den Alpen geschildert. Hierauf erhielt ich zahlreiche Zuschriften, daß es in vielen Gegenden Deutschlands nicht anders sei, und so nehme ich mit Schrecken wahr, daß die moderne Politik und Ökonomie mit dem freien Bauernstande systematisch aufzuräumen gedenkt. Was soll das werden?

In den überbevölkerten Städten wogen Rotten durch die Straßen, schreien nach Arbeit, greifen mit räuberischer Hand nach Brot. Man ist bestrebt, ihr Begehren zu erfüllen, schafft in der Stadt allerhand Arbeiten, die an und für sich nicht nötig wären, die nur die Gemeinde- und Staatslasten vermehren und trotzdem ganz unzulänglich sind, um die Massen mit Brot zu versorgen. Was ist das für eine Wirtschaft? Sieht es denn um Gottes willen niemand, wo Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden ist, und zwar jene natürliche, segensvolle Arbeit, die unmittelbar Brot schafft? Mit den Massen arbeitsloser Menschen aufs Land hinaus! Zurück wieder auf die Dörfer, ins Gebirge, roden, ackern und ernten, Feldbau und Viehzucht treiben. Und nicht bloß die rohe Arbeitskraft hinaus; es giebt in den Städten auch so viele überschüssige Intelligenz, die ein besseres Los verdiente, als zwischen Mauern unnütz zu verkommen oder gar gemeinschädlich thätig zu sein. Hinaus mit ihr in die freie Gottesnatur! Auch das Bauerntum braucht geschickte Köpfe; ja ein Bauer, der gemischte Wirtschaft tüchtig betreiben will, muß in seiner Art mindestens so viel gelernt haben und verstehen, wie irgend ein „Studirter“ in der Stadt.

Aber wie ist es zu machen? Was soll geschehen, auf daß ein wohlthätiger Rückzug beginne von der Stadt aufs Land? Mit den Sommerfrischen, dem Touristenwesen, von dem man sich erneutes Interesse und Vorteil für den Bauernstand versprochen hatte, ist es nichts. Das ist nur so eine Art Spielerei mit dem Bauerntum, schadet diesem, besonders moralisch, weit mehr, als es nützt. Die landschaftlichen Schulen machen auch nicht viel aus; für den Bauer ist die Schulbank, wenn er sie zu lange drückt, überhaupt mit einer gewissen Gefahr verbunden, besonders zu einer Zeit, wo es jeder, der etwas gelernt zu haben glaubt, für eine Schande hält, körperlich zu arbeiten. Körperlich arbeiten muß aber der Bauer, und dagegen hilft keine Gelehrsamkeit und kein Hochmut, es kommt nur darauf an, daß er es merkt und empfindet, welch ein Segen und Genuß auch in der körperlichen Arbeit liegen kann. Vielfach ist sie mehr Genuß als Anstrengung. Wenn zwei Feiertage neben einander stehn, so wird sich der richtige Bauer oder Bauernknecht am zweiten Feiertage schon wieder fachte an eine Handarbeit machen, er fühlt sich dabei wohl.

Aber was ist zu machen, daß der Rückzug beginne von der Stadt aufs Land? Ihr Staatsleiter und Gesetzgeber, es ist die höchste Zeit, darüber nachzudenken!

Ich habe schon darüber nachgedacht und bin zu dem Schlusse gekommen, daß mit Zeitungsartikeln und Bankettreden nichts gethan ist, daß die Menschen für diese wichtige Sache sich persönlich einsetzen müssen, so tapfer und opferfreudig, wie man sich gegen den Feind einsetzt fürs Vaterland. Das Opfer wäre ja endlich nicht so groß. Wenn ich ein kräftiger Stadtbürgersohn wäre mit einem kleinen Vermögen, ich würde damit kein Geschäft anfangen weder im Gewerbe noch im Handel, ich würde mir draußen in einer schönen Gegend des Landes ein Bauerngut kaufen. In gesunder Luft, bei köstlichem Wasser, bei nahrhafter einfacher Kost würde ich abwechselnd fleißig arbeiten und behaglich ruhen, würde meiner Familie leben, meinen Kindern eine glückliche Jugend auf dem Lande und ein selbständiges Daheim schaffen. Fernab von dem unheimlichen Treiben der modernen Welt würde ich im ländlichen Frieden ein echter und rechter Mensch sein können.

Und wenn mir das auch andre nachmachten, viele nachmachten, brave und geschickte Söhne der Stadt, würde es allmählich anfangen als etwas sehr Wackres, Patriotisches, Aristokratisches zu gelten, wenn sich junge Leute dem altehrwürdigen Bauernthum widmeten, und dann wäre es ja gewonnen. Das dienende Volk würde schon selber folgen. Und so wie sonst das städtische Menschenmaterial durch Bauernblut aufgefrischt zu werden pflegt, so müßte das alte zu Grunde gegangne Bauernthum durch ein aus gebildeten Schichten stammendes junges, zeitgemäßes ersetzt werden. Der historische, in vieler Beziehung so ehrenwerte und heimliche Bauernstand wäre freilich dahin, aber in dem jungen Bauernthum würden sich vermöge der veredelnden Einwirkung von Arbeit und Natur allmählich wieder die Tugenden dieses Standes ausbilden. Einfachheit, patriarchalischer Sinn, Liebe und Treue zur angestammten Erde, zu der Väter Sitte, Ahnung und Verehrung Gottes, diese erhaltenden Mächte gehn aus der Scholle hervor und sind des Bauernstandes Hort.

Der menschliche Drang nach gesitteter Freiheit, nach einer festen Heimstätte für sich und die Nachkommen, nach dem natürlichen Adel, der sich in der erblichen Ständigkeit, in dem treuen Festhalten an dem Berufe seines Geschlechts begründet, ist ja doch noch nicht ganz verloren, so daß uns wenigstens die seelische Eignung und Fähigkeit nicht abgeht, das älteste gottgeheiligte Erbe der Menschheit wieder anzutreten.

Das Übrige müssen unsre Staatsmänner, Volksvertreter und Volksfreunde besorgen. Und wenn sie in der Großstadt geweckt werden von dem Lärm des Proletariats, das durch die Straßen stürmend mit drohenden Geberden nach Arbeit, nach Brot und nach andern schreit, mögen sie sich daran er-

innern, daß der historisch-konservative Staat keinen mächtigeren, treuern Freund hat als einen starken Bauernstand. Einen solchen müssen sie schaffen um jeden Preis, denn von diesem angeblich so ungebildeten Stande hängt der Fortbestand unsrer Gesittung ab.

Graz

P. K. Rosegger



Der Richterstand und die öffentliche Meinung



er im 38. Hefte der vorjährigen Grenzboten enthaltne Aufsatz: Der Richterstand und die öffentliche Meinung hat berechtigtes Aufsehen erregt, weil darin eine nicht eben erfreuliche Erscheinung in unserm Volks- und Staatsleben besprochen wird. Trifft die Annahme zu, daß den Richtern nicht mehr volle Achtung von dem Volke entgegengebracht wird, dann muß auch das Vertrauen zu ihnen wankend werden, und mit diesem Vertrauen würde ein Grundpfeiler jedes geordneten Staates erschüttert werden. Leider können wir jene Annahme nicht als ganz unrichtig bezeichnen, und da nun einmal die wichtige Angelegenheit zur öffentlichen Besprechung gebracht worden ist, so mögen einige weitere Erörterungen erlaubt sein, die hoffentlich dahin führen werden, die Gründe jener betrübenden Erscheinung noch näher zu erkennen und den Richtern die volle ihnen gebührende Achtung wieder herzustellen.

Der Aufsatz im 38. Hefte (und der sich anschließende im 41.) führen einzelne Gründe auf, denen wir beitreten müssen. Zwar daß die Richter durch eine zu milde Handhabung des Strafrechts ihr Ansehen verringern, mag hin und wieder vorkommen, ist aber doch keine durchgehende Erscheinung. Als allgemeine Begründung wird dagegen richtig angeführt, 1. daß keine Auswahl aus den Rechtskandidaten stattfindet, sondern jeder als Richter angestellt werden muß, der das zweite juristische Examen besteht; 2. daß die Zuständigkeit der Richter beschränkt, ihnen insbesondere durch die Errichtung der Verwaltungsgerichte die Zuständigkeit in allen sozialen und Verwaltungsangelegenheiten entzogen ist; 3. daß der übergroße Zuwachs von jüdischen Richtern dem Ansehen des Richterstandes nicht förderlich ist, wobei wir noch unsre Erfahrung dahin aussprechen wollen, daß durch die jüdischen Richter und ihre jüdischen Frauen das gesellige und kollegiale Leben wesentlich gestört wird.

Die Notwendigkeit, jeden Rechtskandidaten nach beendigter Studienzeit und nach Ablegung des ersten Examens als Referendar anzunehmen und nach dem zweiten Examen als Richter anzustellen, wirkt für das Ansehen der Richter um so nachteiliger, als bei der Verwaltung, wenigstens in Preußen,